



Gegen ein groß angelegtes Straßenprojekt in Wien hat sich eine hartnäckige Protestbewegung formiert. Sie will auch im Winter nicht weichen. Ein Lokalauschein im „Wüstencamp“.

ANDREAS TRÖSCHER

WIEN. Jetzt ist die Gegend rund um die U-Bahn-Station Hausfeldstraße eh schon kein optischer Reißer. Aber bei Dauerregen und aschgrauem Himmel lastet der Druck auf dem Gemüt ungleich schwerer. Stefan sitzt in einem weißen Plastikzelt, umringt von kreativem Chaos. „Wir nennen es Wüstencamp. Weil wie die Sonne hergebrannt hat, war überall Hitze, Staub und Schutt.“ Nun ist überall Gatsch.

Das Wüstencamp ist quasi der Außenposten jener Protestbewegung, die seit Wochen gegen den Bau der „Stadtstraße Aspern“ in Wien-Donaustadt zu Felde zieht. Oder besser: dagegen campiert. Das Bauprojekt – 3,2 Kilometer lang, Kosten: 460 Millionen Euro – ist ein Autobahnzubringer, der die Südosttangente mit der S1 verbinden soll. Das Dilemma, laut Stefan: „Die Leute, die hier wohnen, leiden unter dem Verkehr. Und glauben an eine Entlastung durch die Stadtstraße.“

Rund 50, 60 Meter vom Zelt entfernt zeichnet sich auf einem ehemaligen Acker die Trasse ab, die quer durch die flache Ödnis schneidet. „Gestern war der Baustellenleiter da und hat ein bisschen gedroht“, bleibt Stefan gelassen. Seit knapp einer Woche hält er die Stellung. Er arbeitet in der Veranstaltungsbranche und hat sehr unregelmäßige Arbeitszeiten. „Ich würde gern wieder weg, aber man fühlt sich halt ver-

antwortlich.“ Also wird Stefan vorerst bleiben. Bis Ablöse kommt. Wann auch immer. Durch wen auch immer. Denn organisiert ist der Protest nur rudimentär. Wer kommt, ist da. Wer geht, ist weg. So etwa lautet das Prinzip. Die Grundregel: „Jeder muss das Risiko einer Räumung selbst tragen“, sagt Stefan.

Es mögen zehn bis zwölf Zelte sein, die sich trotz in den Boden krallen. Dazu gibt's eine kleine Bühne, ein frisch gepflanztes Nussbäumchen namens „Hoffnung“, einen ausrangierten Wohnwagen, ein Gemüsebeet und allerlei Gestühl, von dem unaufhörlich Regenwasser tropft. Ein Bagger ist übersät mit Widerstandssymbolik. „Er wird gerade von einer Nachbarin zugehängt, damit er nicht friert“, feixt Stefan. Und er verrät: „Wir bereiten uns auf den Winter vor.“ Die Gruppe „Winterfest“ ist dafür zuständig. Es soll eine Holzhütte für 30 bis 35 Leute werden. Das Material wird

„geschnorrt“, ein bisschen was auch gespendet. Das gilt ebenso für die Lebensmittel. Stefan schnuppert vorsichtshalber an der Mandelmilch. Das Haltbarkeitsdatum ist hoffnungslos überschritten. Egal, rein in den Kaffee.

So langweilig, wie es gerade erscheint, sei es sonst nicht. Besuch bekomme man regelmäßig. Von der Polizei, die sich umsieht. Von der Feuerwehr, die schon mal ein Lagerfeuer gelöscht hat. „Manchmal fährt auch einer mit dem Auto vorbei und ruft: ‚Ihr Arschlöcher, hacket es lieber was.‘“ Stefan stört das nicht. Denn er weiß, dass von den Anrainern auch jede Menge Unterstützung kommt. „Da gibt es zum Beispiel einen Pensionisten, der uns immer die Wasserkanister auffüllt.“

Just in dem Moment betritt Rudi Hesser das Zelt. „Na, Kinder, wie geht's euch?“ Der 79-jährige ist in Hirschstetten, wie dieser Teil der Donaustadt heißt, aufgewachsen.

„Das hier war alles einmal total ländlich.“ Soll heißen: viel Grün, viel Platz, kaum Verkehr. Einfache Verhältnisse, aber Ruhe und Natur. Rudi Hesser, der schon 1984 bei den Protesten in der Hainburger Au mit von der Partie war, blickt auf das Häufchen Zelte und schüttelt resignierend den Kopf. „Für viele reicht heute schon ein ‚Daumen hoch‘ im Internet als Zeichen des Widerstands. Wir haben damals innerhalb kürzester Zeit Tausende Leute zusammengetelefoniert.“

Was Hesser so gar nicht versteht: „Dass man den Leuten immer noch einreden kann, eine zusätzliche Straße sorge für weniger Verkehr. Ich hab noch nie erlebt, dass das schon einmal der Fall war.“ Stefan, der seinen echten Namen lieber nicht in der Zeitung lesen möchte, hilft einstweilen beim Abladen von Europaletten. „Wir nehmen, was wir kriegen können.“ Die Nase rot, die Hände schwielig. „Heute ist es ein bisschen ungemütlich.“ Nasser Lehm klebt die Schuhsohlen. Es müssten mindestens drei Personen im Wüstencamp sein, erklärt Stefan. „Damit es als politische Kundgebung gilt.“

Rudi steht vor dem Zelt, der Regen hat etwas nachgelassen. Er blickt in die Ferne, wo die U2 auf Stelzen einen weiten Bogen macht. Stefan umklammert ein Kaffeehägerl. „Wir können leider nicht überall sein. Aber hier dürfen wir nicht weg.“



Improvisation ist alles im Wüstencamp: Blumenbeet, Essensvorräte.



BILD: SN/ROSCHE

Stadtstraße Aspern: Seit Jahren holprig

Megaprojekt

Die Stadtstraße Aspern ist Teil der Wiener Nordost-Umfahrung, zu der auch der ebenfalls umstrittene Lobautunnel gehört. Für die Errichtung waren Gesamtkosten in der Höhe von 1,8 Milliarden Euro veranschlagt. Ursprünglich war die Fertigstellung bereits 2018/19 geplant. Die Genehmigung durch das Verkehrsministerium wurde allerdings erst im Juli 2018 erteilt.

Kritik seit 2016

Bereits im Juli 2016 hat die Umweltorganisation VIRUS die Stadt Wien für ihre Vorgehensweise in Sachen Stadtstraße Aspern kritisiert. Konkret, dass die öffentliche Auflage des Projekts „am letztmöglichen Juli-Termin vor der kundmachungsfreien Zeit ein Foul ist und abgestellt“ gehört. Im September 2020 formulierte Fridays for Future den Stopp von „fossilen Großprojekten“ als zentrale Forderung. Dabei im Fokus: der Lobautunnel und die Stadtstraße Aspern.

Sechs Jahre UVP

Die Prüfung der Umweltverträglichkeit zog sich bei der Stadtstraße Aspern über sechs Jahre. Anfang August 2020 bestätigte das Bundesverwaltungsgericht den positiven Bescheid.

Demos beginnen

Ende Mai 2021 formierte sich erstmals öffentlicher Protest gegen die Stadtstraße Aspern. Im Zuge einer Kundgebung gegen den Lobautunnel formulierte eine Aktivistin ihren Unmut: „Bei jedem kleinen Radweg wird uns vorgerechnet, wie teuer das nicht ist, aber für eine vierspurige Straße ist anscheinend genug Geld da.“ Am 28. Juli blockierten schließlich Umweltaktivisten die Hausfeldstraße in der Donaustadt, um gegen Vorarbeiten zum Bau der Stadtstraße zu protestieren.

What the Phoque! Was wir von Seehunden lernen können

Wie man über die bretonische Gemeinde Le Conquet, abgeho bene Politiker und Cappuccino bis zu Sokrates kommt,

Zwei Wochen in der Bretagne. Ganz draußen vor Le Conquet ist man weit weg vom Lärm der Welt. Wir fahren mit einem schneidigen kleinen Motorboot in den Parc Marin. Das ist ein Naturschutzgebiet. Philippe bietet diese Fahrten an. Er ist ein ehemaliger Marineoffizier, der sein kleines Boot mit sicherer Hand durch die Klippen steuert. Hin und wieder lockt ein weißer Sandstrand. Aber wir sind ja wegen der Delfine hier, die wir leider heute nicht antreffen. „Seit drei Tagen haben wir keine mehr gesehen“, sagt der Breton. „Haben wahrscheinlich Betriebsurlaub.“ Die Seehunde aber sind immer da. Die putzigen Tiere sind neugierig – und ja: Sie kommen ganz nah ran. Die Jungen ernähren sich übrigens von Muscheln und Krebsen, die Älteren von Garnelen und frischem Fisch. Sie lieben Dorsch, Hering und Lachs. Womit sich Seehunde ernähren, technisch kaum von den Menschen, die hier leben, unterscheiden.

Man muss hier auf die Menschen hören. Dann lernt man viel. Vor allem, wie man sich nicht in Gefahr bringt. Die Gezeiten sind hier ebenso unberechenbar wie die Steilküsten. Vollkasko ist ein Fremdwort. Wer dort oben einen Schritt zu weit geht, der fällt tief.

Ein paar Tage später sind wir zurück in Österreich. Schon wieder ein Skandal. Ein Dschungel an Unregelmäßigkeiten, den die Staatsanwaltschaft durch zahlreiche SMS- und WhatsApp-Nachrichten belegen will, innerhalb der ÖVP und einer Boulevardzeitung, lassen einen ratlos zurück. Eine dieser Nachrichten ist auch kulinarisch von großem Interesse: „Wer zahlt, schafft an.“ Diesen Satz haben wir vor Jahren schon einmal gehört. Nach einem Mittagessen mit einer Bekannten in einer feinen Trattoria bestand die Dame darauf, die Rechnung zu übernehmen. Was auch damit zu tun hatte, dass sie unbedingt einen Cappuccino nach dem Essen haben wollte. „Kriegst du

nicht. Du kriegst nur einen Espresso“, sagte der Patrone. Da benutzte sie ihn, diesen kurzen und prägnanten Satz: „Wer zahlt, schafft an.“ Der Patrone lächelte nur und antwortete: „Schau, meine Liebe. Milch nach dem Essen trinkt nicht einmal eine Sau.“ Die deutlichen Worte taten ihre Wirkung: Sie bestellte einen Espresso. Später erzählte sie mir, dass sie keine Bauchschmerzen nach dem Essen mehr habe, seit sie keinen Cappuccino mehr trinkt.

All das erinnert irgendwie an Sokrates. Der meinte einmal: „Der Kluge lernt aus allem und von jedem. Der Normale lernt aus seinen Fehlern. Nur der Dumme weiß alles besser.“

Womit ich wieder bei meinen Seehunden in der Bretagne bin, die dort übrigens Phoques heißen. „What the Phoque“, denke ich mir heute. Von euch kann man viel lernen. Ihr seid lustig, habt gutes Essen und seid null ignorant.

TEUFELSKÜCHE

Peter Gnaiger



PETER.GNAIGER@SN.AT